

Ahnen

Anne Weber

Ahnen



Matthes & Seitz Berlin

Es fängt damit an, dass mein Passwort »Panzerdivision« ist. Ich habe es vor Jahren gewählt, als ich das letzte Mal eine Dauerkarte für die untere, den Forschern vorbehaltene Etage der Bibliothèque nationale beantragt hatte. Für Platzreservierungen und Buchbestellungen im Internet braucht man dort ein Pseudonym. Nun hätte ich natürlich Lindenblüte oder Seidenwurm wählen können. Ich hatte Panzerdivision gewählt. Es war der Kosenamen, den mir einmal ein äußerst charmanter, in der hohen, wenn auch in meiner Wertschätzung seither gesunkenen Kunst der Ironie unschlagbarer Franzose gegeben hatte und der mit möglichst nasalem Akzent, weichem »s« und Betonung auf der letzten Silbe ausgesprochen gehört: Pansèredivisiòn. Dieser Name, der nicht etwa nur mir als Deutscher galt, sondern gewisse, mir ganz persönliche Eigenschaften treffen sollte und vermutlich auch trifft, war mir einst komisch erschienen. Im Zusammenhang mit den Nachforschungen, die ich mit Hilfe dieses Passwortes betreiben will, hört er sich nicht mehr so ko-

misch an. Es soll um einen Deutschen gehen, der einige Jahre in Polen verbracht hat. Um meinen Urgroßvater.

Um es gleich zu sagen: Mein Urgroßvater ist nicht in Polen einmarschiert. Die Gegend um Poznań, in der er lebte, war schon 1815 Preußen zugeschlagen worden.

Trotzdem. Ich will das Bibliothekspseudonym ändern. Das ist unmöglich. Ein einmal gewähltes Kennwort, ein sogenannter Alias, erklärt mir unwirsch die für die Karten-Erstellung zuständige Dame, bleibe für immer bestehen. Panzerdivision.

Es ist mit diesem Namen wie mit der Vergangenheit selbst, vor der man bekanntlich nicht davonlaufen kann. Das scheint zu stimmen: Da geht man, wie ich, in ein fremdes Land, lässt sich dort nieder, lernt die Sprache sprechen und schreiben, bis man, manchmal zumindest, mit einer Einheimischen verwechselt wird. Man glaubt, untertauchen zu können. Aber wo man auch hinkommt und wie lange man auch schon in der Fremde lebt: alle haben dort schon längst unseren Steckbrief gelesen. Und lachen oder fauchen einen an: Panzerdivision!

Also: Das Passwort bleibt bestehen. Und letztlich kann ich auch nicht ausschließen, dass in das Buch, das ich meinem Urgroßvater widmen will, früher oder später nicht doch die deutschen Invasoren einfallen werden.

Ich werde damit anfangen, auch ihm eine Art Pass-

wort oder Namen zu geben, denn weder will ich ständig »mein Urgroßvater« schreiben, was schließlich nicht seine wichtigste Rolle ist im Leben, noch seinen vollen Namen, Florens Christian Rang, noch Florens Christian, wie ich es in meiner Familie väterlicherseits, wo man einen altvertraut-respektvollen Umgang mit ihm pflegt, immer gehört habe, und noch weniger »unser Held«, was mir weder im ironischen noch im eigentlichen Sinn gefällt. FCR (wie JFK) wäre praktischknapp, lässt aber eindeutig zu sehr an einen Fußballclub denken. Also: Welches Kennwort würde ich für ihn aussuchen, wenn ich heute in der Nationalbibliothek eine Jahreskarte für ihn beantragen müsste? Viele Eigenschaftswörter würden auf ihn passen: der Suchende, der Wahnsinnige, der Haltlose, der Radikale, der Unbändige, der Stürmische. Wonach ich suche, ist aber ein Name, ein Passwort eben. Ich wähle – nach einem Vogel, den ich an französischen Küsten oft dem Vor und Zurück des Wassersaumes habe folgen sehen – Sanderling.

Das Erste, was mich für den Mann erwärmte, als er anfang, mich innerlich in Anspruch zu nehmen, war, dass sein unveröffentlichtes, nie vollendetes und nur in Fragmenten überliefertes Hauptwerk den Titel *Abrechnung mit Gott* tragen sollte; es sollte hauptsächlich eine umfassende Geschichte und Kritik des Christentums und den Entwurf einer zukünftigen Religion enthalten, und es sollte von der Schilderung

seines eigenen Glaubensweges oder vielmehr seiner Glaubensirrwege illustriert oder untermauert werden.

Abrechnung mit Gott: Er meinte es ernst mit diesem Titel, wie mit allem, was er im Leben anfang. Und ich? Ich überlege. Doch, ich meine es ernst, immer ernster sogar, wenn mein Ernst auch sicher ein anderer ist als Sanderlings. Wer es jedoch nicht ernst meint, das ist die Zeit. *Abrechnung mit Gott:* Allein die zeitliche Verschiebung ins 21. Jahrhundert nimmt dem Titel, so scheint mir, etwas von seiner Ernsthaftigkeit. Ohne mein Zutun, nur durch den Zeitsprung, ist ein (wenigstens auch) komischer Titel daraus geworden. Der Ernst, wie er zu Sanderlings Zeit noch verbreitet war, ist aus der Welt verschwunden, zumindest aus unserer unmittelbaren, vertrauten Umgebung. Aber vielleicht doch nicht ganz?

Der Größenwahn dieses ernstgemeinten Titels verschlägt die Sprache. Ich sehe einen kleinen Mann vor mir – ich stelle ihn mir klein vor, nicht für seine Zeit, aber für unsere –, aber natürlich hätten zwanzig oder sogar dreißig zusätzliche Zentimeter nichts geändert an seiner Winzigkeit im Angesicht dessen, mit dem er abrechnen wollte. Ich sehe ihn also vor mir, einen kleinen Mann, allein auf weiter Flur, wie er die Fäuste zum Himmel reckt und sich seine Wut aus Leib und Seele brüllt, ich sehe ihn, er hat es selbst so erzählt, seinen Hut vom Kopf reißen und darauf herumtrampeln und dabei in die *weiten Wälder* schreien: *Hund*,

Schurke, und immer wieder *Hund*, *Schurke*, und damit meint er *Gott den Quälgeist, den ›Vater‹, der mir vom Himmel aus das angetan*. Ich höre, wie seine Worte schon in wenigen Metern Höhe verschluckt werden von einer tauben, noch nicht einmal höhnischen Unendlichkeit.

Er glaubte, dass jemand, also ein Gott, mit ihm persönlich befasst war, hatte noch nicht das Gefühl, in einer unübersichtlichen Masse zu verschwinden. Der *mir* das angetan! Wie Hiob fühlte er sich höchst ungerecht behandelt, doch wie sah das Unglück aus, in das er unverschuldet gestürzt worden war? Hatte er wie Hiob seine Frau, seine zehn Kinder und seinen gesamten Besitz verloren, war er wie Hiob vom Scheitel bis zur Sohle von böartigen Geschwüren zerfressen? Was war es also, was ihm angetan wurde? Es ist ungewiss, ob sich das mehr als hundert Jahre später noch wird herausfinden lassen.

Abrechnung mit Gott: Hier hat sich jemand nicht einschüchtern lassen, scheint es. Oder: Hier hat jemand zu viel Nietzsche verschlungen? Womöglich beides. Ich will dem Ernst und dem Größenwahn nachgehen, mit dem diese Worte vor hundert Jahren notiert und doppelt unterstrichen wurden.

Statt wie seine Urenkelin mit einem Allerweltsnamen geschlagen zu sein, trug dieser Ernste einen Namen, der fast schon Gesinnung ist: Rang. Der Rang bezeichnet im Deutschen, dem Grimm'schen Wörter-

buch zufolge, die Stufe, die ein Mensch innerhalb einer gesellschaftlichen Ordnung innehat; er setzt eine Hierarchie voraus. Mir scheint, jemand, der Rang heißt, müsse sich anders fühlen als einer, der Müller, Weber oder Schubert heißt. Ob wohl einer mit Namen Rang auf die Idee käme, es könnte vielleicht der letzte, der hinterste Rang gemeint sein? Aber natürlich verraten diese Überlegungen nichts, außer meiner eigenen Vor-eingenommenheit. Vermutlich fühlt sich ein Herr Groß nicht viel anders als ein Herr Klein.

Wie aber steht es mit Magnus? In der Familie Rang werden von Generation zu Generation, immer an den ältesten Sohn, mehrere in Öl gemalte Ahnenporträts weitervererbt, von denen das eine einen Magnus Rang darstellt. Dieser Magnus hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Ludwig XIV., was an der gepuderten Perücke, einer sogenannten Allongeperücke, deren weiße Rollen den Kopf lockenwickelartig umgeben, und am Doppelkinn liegen mag. Ich stelle mir vor, einer, der Magnus heißt, müsse sich anders fühlen als ein Kurt oder ein Franz, und damit habe ich, glaube ich, recht.

Der Rang, um den es hier gehen soll, bekam den Vornamen Christian. In späteren Jahren, als er das Christentum, wie es die Kirchen seiner Zeit lebten, leid war, legte er sich noch einen zweiten, aus heutiger, aber vielleicht schon aus damaliger Sicht, recht hochtrabenden Vornamen zu, der nicht dazu angetan war, seinen Träger in der Rangordnung zurückzustu-

fen: Florens. Der Blühende. Das Christentum schien ihm mit einem Mal welk und öde. Er warf es von sich und blühte auf. Florens Christian Rang.

Es ist ein weiter Weg von Florens zu Panzerdivision. Es ist der mit Worten gepflasterte Weg, auf dem sich dieses Buch vor- und rückwärts bewegen wird, wenn es nicht gerade auf Umwegen und Abzweigungen unterwegs ist.

Irgendwo an dieser Strecke, nein, schon ganz zu Anfang, noch bevor es mit dem Urgroßvater überhaupt richtig losgeht – für Ungeduldige wird das Buch sich nicht eignen –, liegt die Station *boche* oder Bosch.

Du solltest unbedingt das Grenzgänger-Stipendium der Bosch-Stiftung beantragen, sagt jemand, dem ich von meinem Vorhaben, Sanderling nach Polen nachzureisen, erzähle. Ich bin nicht weiter erstaunt zu hören, diese Grenzgänger-Sache sei wie auf mich zugeschnitten: Bekanntlich gibt es in Deutschland für so gut wie jedes Vorhaben eine passende Unterstützung. Warum nicht, wenn sie denn auf dich zugeschnitten ist, sage ich mir. Und gleich darauf: Brauchst du denn dieses Geld? Kannst du nicht ohne fremde Unterstützung nach Polen reisen? Am Ende musst du einen Dank an die Robert-Bosch-Stiftung, also Reklame für die Firma Bosch, in dein Buch drucken lassen. Ein stolzer Verzicht auf solche Förderung, finde ich, würde mich ehren. Während ich noch nachdenke, zwischen Ehre und Geld schwankend, merke ich, dass ich meine

Reise schon begonnen habe und mich plötzlich auf halbem Weg befinde zwischen Florens und Panzerdivision, zwischen Sanderling und mir.

Boche ist eines der geläufigen Schimpfwörter, mit denen die Franzosen die Deutschen benennen; übrigens wird es in unseren Tagen häufig in mitzuhörenden Anführungszeichen, also mit einer gewissen Ironie gebraucht, die in seltenen Fällen wie diesem auch dazu dienen kann, eine Boshaftigkeit nicht zu verschärfen, sondern zu lindern. Da das Wort genauso ausgesprochen wird wie der deutsche Firmenname Bosch, ging ich viele Jahre lang davon aus, es leite sich von diesem ab. Seit mich jemand auf meinen Irrtum hinwies, habe ich die Sache überprüft, und tatsächlich: dass der Firmenname phonetisch mit dem Schimpfwort übereinstimmt, scheint nur ein eigentümlicher Zufall zu sein. Woher kommt also das Schmähwort? Angeblich von *alboche*, was eine Zusammenziehung von *allemand* und *caboché* sein soll und so viel wie »deutscher Dickschädel« bedeutet. Das klingt wie ein freundlicher Pleonasmus; freundlicher jedenfalls, als sich das Wort *boche* anhört, wenn man es an den eigenen Dickkopf geworfen bekommt. Weniger freundlich allerdings als das Wort *rigolboche*, das es im Französischen auch gibt und das einen Spaßvogel bezeichnet, anders gesagt: das Gegenteil eines Deutschen. Die Etymologie des Wortes *boche* habe ich dem *Trésor de la langue française* entnommen, und ich will mir Mühe geben, sie für rich-

tig zu halten. War es deshalb aber völlig abwegig, die Firma Bosch jahrelang mit dem Schimpfwort »boche« in Verbindung gebracht zu haben?

Über Bosch ist höchst Widersprüchliches in Erfahrung zu bringen. Nehmen wir es als Vorzeichen dafür, dass auf dem Weg dieses Buches fast so viele Widersprüche wie Worte liegen werden. Manche sehen in dem Firmengründer Robert Bosch einen großartigen Retter von Menschenleben, einige gar einen im politischen Widerstand Engagierten. Das Gemeinwohl, besonders das gesundheitliche Wohl seiner Mitmenschen, war ihm ein Anliegen; unter anderem ließ er in Stuttgart ein Krankenhaus bauen. Andererseits ordnete Hitler für Robert Bosch ein Staatsbegräbnis an. Und vor allem: Über die Hälfte der Arbeiter der Firma Dreilinden-Maschinenbau, einer Tochtergesellschaft des Bosch-Konzerns, die hauptsächlich für die deutsche Luftwaffe produzierte, waren Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge, die in das KZ-Außenlager Kleinmachnow verschleppt worden waren. Dreilinden ist ein Ortsteil von Kleinmachnow, wo die Tochterfirma ansässig war. Einerseits, andererseits? Unumstritten scheint, dass sich die Leitung des Unternehmens nicht aus begeisterten Nazis zusammensetzte, dass man sich aber, um eine Enteignung zu verhindern, mit dem Regime arrangierte. Und an dem von ihm angezettelten Krieg gut verdiente.

Also: Geld von Bosch?

Ich beschließe, den Antrag zu stellen; schon, weil er mich so unmittelbar auf den Weg des Buches bringt. Bekomme ich die Förderung zugesprochen, werde ich sie, so sage ich mir zu meiner vorläufigen Rechtfertigung, immer noch mit demonstrativ-theatralischer Geste zurückweisen können: Ich, von Ihnen Geld annehmen? Niemals! Oder mein Antrag wird abgelehnt, und ich vermeide jedes moralische Dilemma. Warten wir's ab.

Von der Wort-Station Bosch oder *boche* ist es nicht weit bis zu einer anderen, an der ich anhalten werde, bevor ich mich Sanderling zuwende. Das Wort, das sich mir aufdrängt, ist eines, das er vielleicht nie gehört hat. Mit dem er nichts verband. Es hatte zu seiner Zeit keine besondere Bedeutung. Es ist ein Wort, das ich selbst schon hundertfach, nein, tausendfach gehört und gelesen, aber so gut wie nie ausgesprochen habe. Und auch jetzt werde ich es nicht aussprechen, sondern niederschreiben. Es ist nicht das einzige Wort, das eine Leere um sich schafft, bei weitem nicht das einzige, das mir nicht über die Lippen will. Bei diesem aber ist das Mir-nicht-über-die-Lippen-Wollen keine Redewendung, sondern ein deutlich von mir verspürtes Gebot: das Wort will von mir nicht ausgesprochen werden. Ich weiß nicht, ob es überhaupt ausgesprochen werden will, und wenn ja, wie und von wem. Es ist der Name eines Ortes in Polen, von dem spätestens jetzt jeder weiß, wie er lautet.

Vor einiger Zeit habe ich im französischen Radio eine Sendung gehört, in der das Wort ausgesprochen wurde. Nicht, dass dies selten vorkäme; im Gegenteil. Es ist, wie ich schon schrieb, ein Wort, das sehr häufig zu hören ist, woraus zu schließen ist, dass andere nicht die gleiche Scheu verspüren wie ich. In besagter Sendung war es die Moderatorin, die das Wort eher beiläufig erwähnte. Wie alle Franzosen sprach sie das »Au« wie ein »O« aus. Und wie ich es ebenfalls schon einige Male mit Befremden aus französischen Mündern gehört habe, verschob sie das »sch« ans Ende des Wortes. Sie sagte also ein Wort, das sich in etwa anhörte wie »Oswitsch«. Übrigens ging es, wenn ich mich recht entsinne, in dieser Sendung gar nicht um das, womit dieses Wort fortan verbunden ist, sondern um Poesie, und das Wort kam nur als Teil der Floskel gewordenen Frage »Kann man nach A. noch Gedichte schreiben?« vor. Aber es kann sein, dass mich hier meine Erinnerung trügt.

Sie trügt mich nicht, was den weiteren Verlauf der Sendung angeht. Es ist schon Monate her, dass sie gesendet wurde, und seither habe ich immer wieder darüber nachgedacht. Unter den Gästen der Sendung war eine französische Jüdin. Sie redete als Erste, nachdem *das Wort* gefallen war. Mit einer Stimme, deren Schärfe sich mir eingepägt hat, bat sie die Moderatorin – doch diese Bitte klang eher wie eine Zurechtweisung, ja, wie ein Befehl –, das Wort nie mehr so zu sa-

gen, wie sie es soeben getan hatte, und sie sprach ihr vor, wie es richtig auszusprechen sei. Die von ihr bemängelte, als falsch bezeichnete Aussprache schien in ihren Augen eine unerlaubte Nachlässigkeit und mangelnde Ehrfurcht vor dem Wort und vor dem, wofür es steht, auszudrücken. Das sagte sie zwar nicht, aber es war ihrem gereizten, feindseligen Tonfall anzumerken. Die Moderatorin entschuldigte sich und fuhr scheinbar ungerührt in ihrer Rede fort.

Während ich jetzt dem, was mir damals und seither durch den Kopf ging, schreibend auf den Grund zu gehen versuche, spüre ich einerseits deutlich, mit welcher Vorsicht ich meine Worte wählen muss, andererseits bin ich mir, und war ich mir damals schon, meiner widersprüchlichen Wahrnehmung dieses Zwischenfalls bewusst. Mir scheint, als spiegele sich in dieser kleinen Begebenheit, die nur ein paar Sekunden gedauert hat, die ganze Schwierigkeit und Komplexität des Verhältnisses zwischen Juden und Nicht-Juden seit – dem.

Ich konnte verstehen, dass die Frau diesen schroffen Ton anschluss; es war offenkundig, dass sie die von ihr als nachlässig und falsch empfundene Aussprache nicht ertrug. Gleichzeitig regte sich in mir ein Widerstand gegen diese Maßregelung. Obwohl ich das Wort, um das es ging, fast nie ausspreche, war es mir, als wäre mir diese Zurechtweisung selbst widerfahren. Meine undeutliche Empfindung war und ist, dass ich

als Nicht-Jüdin und zudem noch als Deutsche, auch wenn ich mir noch so viel Mühe gebe, das Wort gar nicht richtig aussprechen *kann*. Ist das vielleicht einer der Gründe, warum ich es meide?

Später denke ich darüber nach, was wohl »richtig« und »falsch« in diesem Zusammenhang bedeuten könnten. Was die französische Jüdin in der Radiosendung für richtig hielt, war, wie sie selbst sicher am besten wusste, die im Französischen geläufige Aussprache der deutschen Form des polnischen Ortsnamens Oświęcim. So nüchtern betrachtet, erscheint ihre Verärgerung über die falsche oder ihr unerträgliche Aussprache des Wortes nicht gerechtfertigt. Doch war ihre Reaktion keine der Vernunft gemäße, sondern eine von undeutlichen und unterschiedlichen Gefühlen hervorgebrachte, und für eine solche sind das Wort, um das es ging, und alles, was es beinhaltet, eine mehr als genügende Rechtfertigung. Es ist aber auch eine Reaktion, deren wir, und mit diesem »wir« meine ich die Nicht-Juden und allen voran die deutschen, immer gewärtig sein müssen und der wir nichts entgegenzusetzen haben. Es ist uns verboten, gefühlsmäßig darauf zu antworten; beinahe noch »verbotener« ist uns aber eine distanzierte und nüchterne Erwiderung. Doch schreibe ich dies alles nicht, um mich über etwas oder jemanden zu beschweren, noch gar um mich oder »uns« als bedauerenswert darzustellen, sondern einzig, um einmal wenigstens in meinem Leben

der wunden Stelle näherzukommen, die ich bisher immer versucht habe zu meiden.

Was also wäre die »richtige« Aussprache des Wortes gewesen? Am ehesten doch wohl eine möglichst akzentfrei polnische, könnte man denken, auch wenn außer den Polen selbst wohl kaum jemand wissen dürfte, wie eine solche sich anhören müsste. Ich entdecke, dass man nicht unbedingt einen Polen kennen muss, den man fragen kann, sondern dass man es im Internet sehr leicht herausfinden kann. Es genügt, das Wort selbst und zudem etwa »Aussprache« oder »pronunciation« einzugeben. Auf meinem Bildschirm öffnet sich ein großes schwarzes Fenster. Womöglich hätte sich dasselbe schwarze, wie auf eine sternlose Nacht hinausgehende Fenster geöffnet, wenn ich die Aussprache des Wortes *krzesło* (Stuhl) oder *dziękuję* (danke) hätte wissen wollen. Ich habe es nicht versucht. Ich weiß nur, wie sonst die Fenster aussehen, die sich in der digitalen Welt den Bildschirmmenschen öffnen: Sie sind angefüllt mit Bildern, kein Fleck ist frei von Bild oder Schrift, und diese Bilder und manchmal auch die Schriftzüge sind in ständiger Bewegung. Das Fenster aber, von dem ich rede, ist reglos und einförmig schwarz. Nur in der Mitte ist ein schmaler grauer Streifen zu sehen, links daneben ein Pfeil, und rechts die Ziffer 0:01 und ein Lautsprechersymbol. Ich klicke auf den Pfeil und höre eine Männerstimme das Wort auf Polnisch sagen. Es ist keine leiernde Auto-

matenstimme, wie ich sie erwartet habe, sondern eine ernste, warme Männerstimme. Ich höre das Wort wieder und wieder, erst leise, dann ein bisschen lauter. Was ich vernehme, lässt sich phonetisch ungefähr so wiedergeben: Oshwientschim. Es hört sich an, als wäre dies die richtige, wenn auch in einem Gespräch nicht verwendbare Aussprache.

Warum nun diese lange Passage zu diesem Wort und seiner Aussprache am Anfang eines Buches, in dem es um meinen 1924 gestorbenen Urgroßvater gehen soll?

Ich denke mir die Zeit, die zwischen uns beiden liegt, als einen Weg. Wir sind zwei Wanderer, die auf derselben Strecke unterwegs sind, ohne einander je zu begegnen. Der Weg, der sich zwischen uns hinzieht und den keiner von uns je betreten wird, verbindet uns und trennt uns zugleich voneinander. Will ich nun, ausgerüstet mit allerlei Kenntnissen über die Umstände dieses besonderen Lebens, über seine Zeit insgesamt und einige der geistigen Strömungen und Haltungen, die in ihr anzutreffen waren, mich aufmachen, um wenigstens in Gedanken jene weite Wegstrecke zu durchlaufen, so kann ich, scheint mir, das Binde- und Trennungsglied nicht einfach überspringen, indem ich so tue, als gäbe es kein Dazwischen; als wäre ich etwa nicht die Urenkelin, sondern die Tochter jenes Mannes.

Auf der Suche nach einem möglichen Zugang zu

diesem fremden Leben beschließe ich deshalb, mich vor allem der Jahrhundertwende und damit seinen im Osten, in Poznań, damals Posen, später in zwei Dörfern der Umgebung verbrachten Jahren zuzuwenden. Denn lässt sich nicht das, was uns trennt und zugleich verbindet, wenn überhaupt, dann mit einem Wort fassen, nämlich mit dem obengenannten, von mir so hartnäckig vermiedenen, oder eben mit jenem anderen, zu ihm gehörigen: Polen?

Würde ich Sanderling heute begegnen, in einem von mir oder sonstwem heraufbeschworenen Reich der Toten – und was ist die Vergangenheit anderes als ein unzugängliches Totenreich? –, und er würde mich befragen dazu, was geschehen ist in der Welt, die die seine war, seit er sie verlassen hat – würde ich da nicht zuerst das gefürchtete Wort auszusprechen haben?

All diese Zusammenhänge sind wohl selbstverständlich und bräuchten nicht eigens erwähnt zu werden. Doch wie alles Selbstverständliche lösen sie sich in Luft auf, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit von Menschen gedacht und im Innersten verspürt, also ihrer Selbstverständlichkeit entrissen werden.

Als Lebendiger, als Erinnerung an einen lebendigen Menschen, ist Sanderling aus dem Gedächtnis der Heutigen verschwunden. Die letzten, die ihn noch gekannt haben, sind in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts gestorben, und mit keinem von ihnen habe ich je gesprochen. Was bleibt, ist unendlich viel mehr,